

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 248. Bromberg, den 25. Oktober 1936

Der tolle Achaz.

Roman von Joh. Wilhelm Hendel.

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Unter der Sonne einer solchen Freundschaft hatten sie sich getrennt, denn auch Irving mußte geschäftehalber nach London zurück. Zudem beunruhigte ihn der anbrechende Krieg, von dem er für das alleinstehende Preußen nichts erhoffte.

*

Nun ist Hortense seit Monaten daheim in den großen, einsamen Räumen, und nur der Klang ihres Flügels belebt die Weite des Hauses, wenn sie nicht, was auch oft vorkommt, die Kinder und Enkelkinder der Pächter aus dem näheren Bezirk zu ihren berühmt gewordenen Kaffeenachmittagen einlädt. Berge von Kuchen stehen dann auf dem Tisch und die Kleinen müssen altdeutsche Tänze aufführen und lustige Liedchen singen, die Hortense eigens zu diesem Zweck in einer großen städtischen Buchhandlung aufgestöbert hat.

Heute aber, wo der Apriltag trübes Licht in das Zimmer schickt, und draußen Schneegraupeln so heftig niedergehen, daß die große Rüsterallee wie ein weißer Teppich daliegt, sitzt Hortense mit ihrem Verwalter Wilbrecht vor den Wirtschaftsbüchern und ratschlagt über die beste Verwaltung ihres Landbesitzes.

„Wir werden eine drückende Sondersteuer bekommen", meint der alte Wilbrecht, „der Kaiser braucht Geld."

„Geld für seine verfluchten Kriegszüge gegen unsere Brüder in Preußen, Wilbrecht. Und wir sollen es bezahlen. Ich zahle die Sondersteuer nicht. Zumal sie, wie Sie neulich sagten, schon im nächsten Monat erhoben wird. Ich habe das auch nach Kassel an den König Jérôme geschrieben."

„Gnädiges Fräulein!" Wilbrecht springt mit allen Zeichen des Schreckens auf. „Wann haben Sie geschrieben?"

„Vor einer Woche, Wilbrecht. Seit mein Landbesitz teilweise zu Westfalen gerechnet wird, ist alles wie verhext." Sie wirft die Feder unwirsch auf den Tisch.

„Gnädiges Fräulein, hören Sie mich! Ich bin ein guter Deutscher wie Sie. Aber Sie spielen mit dem Feuer! Wollen Sie, daß man Sie davonjagt?"

„Wilbrecht!" Sie schaut ihm mutig in die Augen. „Wollen Sie sich von mir beschämen lassen? Wenn kein Mann dem König Lustik zu sagen wagt, daß man das Wohlergehen des Volkes nicht als Tanzboden benutzen darf, dann sage ich es ihm."

Wilbrecht senkt den Kopf. Dann entgegnet er traurig: „Daran kehren sich Paris und der Lustik nicht. Preußen seufzt unter Kontributionen. In ein paar Jahren ist das Land so ausgesogen, daß es nichts mehr wert sein wird. Uns wird es ebenso ergehen . . ."

„Ich kann aber kein Unrecht leiden."

Wilbrecht küßt Hortense die Hand. „So war der Herr Vater auch! In diesem Punkte gab er nicht nach."

Hortense ist an das hohe Fenster getreten und sieht hinaus in das Schneegestöber.

„Wilbrecht! kommen Sie doch mal her, kennen Sie den Wagen, der da angefahren kommt?"

„Nein, gnädiges Fräulein! Es müssen Fremde sein."

„Vielleicht Besuch? Gehen Sie mal schnell hinunter und sehen Sie nach!"

Sie will den Unmut bannen und geht ins Musikzimmer hinüber. Bald ist sie in Fantasien versunken. So hat sie nicht gehört, daß Wilbrecht mit zwei fremden Männern heraufgekommen ist.

Sie muß ihre Versunkenheit wie einen Traum wegwischen, als sie im Besuchszimmer den Männern gegenüber steht. Der eine, offenbar ein Südfranzose, klein und lebhaft, weist sich als Kommissionär der königlichen Präfektur in Kassel aus, während der andere, der finster beiseite steht, absichtlich über sie hinwegsieht.

„Oh, schöne Musik, Mademoiselle", beginnt der Kommissionär. „Pardon, wenn wir gestört haben. Aber vielleicht vergessen wir ein wenig die schöne Musik und gehen gleich zur Sache über! Ich komme im Namen des Königs von Westfalen und muß Ihnen zu meinem größten Bedauern einen Irrtum klarmachen. Dieses Haus und Ihre Pachthöfe, alle neunundneunzig zusammen, gehören nicht Ihnen, sondern diesem Herrn da. Sehen Sie ihn sich genau an! Er ist der Sohn Ihres Vaters. Sie staunen! Voilà: das testamentarische Versprechen!"

Er holt aus seiner Mappe ein vergilbtes Papier hervor. „Hier lesen Sie!"

Hortense steht aufrecht und gerade da. Aber ihr bleiches Gesicht wird nur durch die großen, blauen Augen noch erhellt. Sonst ist es wie tot. Zorn erfüllt sie und zugleich ein maßloses Staunen über soviel Schlechtigkeit. Denn dieses Papier, es kann doch nur ein Betrug sein . . .

„Woher haben Sie das Papier?" fragt sie den angeblichen „Bruder".

Der Fremde, über dessen helle funkelnde Augen eine niedrige Stirn von eiserner Entschlossenheit und Brutalität kündet, lächelt höflich. „Es ist nicht meine Schuld, daß Herr von Ullins — daß Ihr Vater einmal in einer Maiennacht ein Mädchen fand, wenn auch nur eine kleine Magd. — — Jedenfalls gab er ihr damals das schriftliche Versprechen, daß, falls sie ihm einen Sohn zur Welt bringen würde, er nicht nur diesen bis zu seinem 30. Lebensjahr auf das Beste auszubilden, sondern nach dem 30. Lebensjahr — der Stichtag ist morgen am 30. April — zu seinem Alleinerben einsetzen würde. Und zum Zeichen dessen pflanzte er — was nur er und meine Mutter und ich wußten — rechts vom Teufelsmoor, da, wo der graue Findling steht, eine Linde. Sie ist ein stattlicher Baum geworden; gleich mir wuchs sie fehlerlos heran. Und wir kommen nun natürlich, um unser Recht zu fordern."

Hortenses Gesicht ist wie erloschen. Was hat sie da gehört? Ihr Vater verschenkte in einer lockeren Nacht ihr Erstgeburtsrecht, das er ihr testamentarisch verbrieft

hinterließ? — Niederträchtige Verleumdung! So etwas gibt es ja gar nicht! ruft sie. Die Dinge verschwinden vor ihren Augen, sie muß sich am Tisch festhalten, um nicht zu fallen, sie bemerkt weder die Fremden, die ihr Zeit lassen, das Unbegreifliche zu fassen, noch das stille, unauffällige Fortgehen Wilbrechts.

Dann erschauert sie plötzlich wie unter einer hellsichtigen Eingebung: die Linde und der Findling — das war ja der Ort, in dessen Nähe der Vater ermordet worden ist . . .

Dieser Gedanke gibt ihr die ganze Kaltblütigkeit zurück, die der Lage angemessen ist.

„Voilà!" sagt der Kommissionär höflich.

„Danke!" erwidert sie gemessen und prüft das Papier. Vaters Handschrift — ja, das scheint zu stimmen. Datum und Unterschrift muten sie vertraut an. Und doch ist es ihr, als rieche das Papier nach den schmutzigen Händen einer Fälscherwerkstatt.

Sie blickt den Fremden durchdringend an. „Wissen Sie, daß mein Vater in der Nähe der Linde ermordet wurde?"

Aber in seinem Gesicht zuckt kein Muskel. Die Augen lächeln ironisch und verbindlich. Der Mund sagt höflich: „Ich litt ja am meisten darunter, weil seit diesem Tage seine Zuschüsse ausblieben, und ich so sehr in Not geriet, daß ich Darlehen guter Freunde aufnehmen mußte."

Hortense überlegt. Soll sie es auf eine stürmische Auseinandersetzung ankommen lassen? Nein. Da sagt sie knapp und kalt:

„Meine Herren! Sie werden wohl nicht von mir erwartet haben, daß ich eine solch ungeheuerliche Forderung anerkenne. Ich erhebe dagegen sofort Einspruch. Die Gerichte mögen diesen Schein auf seine Echtheit prüfen und dann entscheiden, was zu geschehen hat!"

„Die Gerichte?!" Der Kommissionär zuckt die Achseln. „Nach dem neuen Code Napoleons ist dieser junge Herr durch den Schein anerkannter erbberechtigter Sohn. Eine weitere Nachprüfung nach der Vaterschaft ist außerdem verboten."

„Halt!" ruft Hortense. „Erst muß festgestellt werden, wer seine Mutter war."

„Sie ist tot!" — sagte der Fremde. Wieder lächelt er verbindlich.

„Dann werden eben Zeugen gesucht werden müssen, die sie bei ihren Lebzeiten kannten und die auch von ihrem Kinde etwas wußten. Denn so etwas bleibt doch nicht verborgen. Nein, meine Herren! So leicht gebe ich den Boden nicht auf."

„Also — die Gerichte!" Der Kommissionär setzt ein Protokoll auf. Er wendet sich an seinen Begleiter: „Ich bedauere, daß die Exekution vergebens war. Aber Sie können ja durch eine Beschwerde bei der Präfektur in Kassel der Sache größeren Hochdruck geben — und Ihnen, mein Fräulein, empfehle ich, wenn Sie es können, die Gerichte zu überzeugen, daß dieser Erbschein nicht echt ist und nicht vor dem Testament Ihres Vaters für Sie geschrieben wurde . . ." Ein höhnisches Lächeln spielt auch um seinen Mund.

Da horcht er plötzlich auf. Draußen dröhnen Schritte, klirrt Eisen. Schwere Stiefel steigen die Stiegen hoch. Die Tür wird aufgerissen. Und wie ein Schwarm Hornissen dringen mit Sensen, Dreschflegeln und Äxten bewaffnete Männer ins Zimmer, an ihrer Spitze Wilbrecht, der eine alte Muskete umgedreht hat, um den Kolben dem Gegner, der ihn reizt, über den Schädel zu hauen.

Die Gegner schauen einander voll Haß in die Augen . . .

„Wünschen die Herren noch eine bewaffnete Begleitung für ihr schnellstes Verschwinden?" fragt Wilbrecht voll Hohn.

„Wenn Sie meine Amtshandlung stören, werde ich Sie verhaften lassen", schreit der Kommissionär.

„Langsam!" sagt Wilbrecht, während die Fremden vor seinem drohend erhobenen Gewehr ein paar Schritte zurückprallen. „Krischan, mach die Tür so weit wie möglich auf! So — jetzt könnt ihr gehen, ihr Betrüger . . . Aber wenn ihr noch ein Wort sprecht, werdet ihr gevierteilt . . . Ab!" —

Wie durch eine Gasse von Spießruten rennen die Fremden davon und die Treppe hinab. Hortense, Wilbrecht und die Bauern sehen ihnen vom Fenster aus nach.

„Das war so eine Sache mit der Therese", erzählt Mutter Wilbrecht Hortense eine Viertelstunde später im Verwalterhause. „Als ich zwanzig war, kam sie als Siebzehnjährige ins Schloß. Wie sie aussah? Nun, ganz manierlich. Blond und immer ein wenig verwegen herausgeputzt. Damals bemühte sich der Kutscher um sie, der Franz, der später verunglückte, mit ihm zog sie auch allsonntäglich los, wenn er frei hatte."

„Und Vater?" Hortense fragt es mit bebenden Lippen.

Die alte Mutter Wilbrecht nimmt die weinende Hortense in den Arm und tröstend sagte sie: „Ganz ausgeschlossen: Der Herr Vater hatte andere Sorgen im Kopf als dumme Mädchengeschichten — wenn ich mich nur damals darum gekümmert hätte, warum die Deern wegging! — Aber ich war selbst eine lustige Braut damals und hatte nur Augen für den Wilbrecht. — Ich weiß nur noch, daß die Therese log und daß sie eben dann eines Tages einem Jungen das Leben gab. Plötzlich war sie verschwunden. Ob sie nun entlassen wurde oder von allein ging, und ob sie die Mutter des Fremden ist, der heute bei Ihnen war, das weiß ich auch nicht."

Ein umstürzender Tag für Hortense . . . Alle Wünsche und Hoffnungen, alle Freuden der Zukunft versinken in Nichts. Ihr reines, sauberes Gefühl lehnt sich gegen jedes Stäubchen auf, das auf der Ehre ihres Vaters liegen könnte. Aber auch der Herr Pfarrer und der Herr Notar, so oft sie ihre müden, alten Hände in den dicken Registern herumschweifen lassen und ihre weißen Häupter über Schriftzeichen beugen, und so oft Hortense sich mit ihren Auskünften nicht zufrieden gibt — es bleibt eine Lücke übrig, in die der ganze Landbesitz zu stürzen droht.

„Allein der Zweifel an der Echtheit der Urkunde kann uns helfen", meint sie.

Der Notar aber richtet seine Frage mehr an das Schicksal als an Hortense, als er sagt: „Wer aber steckt denn hinter dem fraglichen Erbschein: der angebliche Sohn oder die Präfektur des Königs Jérôme?"

Und sein Verdacht scheint sich zu bestätigen. Denn obwohl er sofort die Gerichte zur Klärung der Sache anruft, bekommt Hortense zwei Wochen später eine Vorladung vor die Regierung in Kassel . . .

„Sie haben sich durch ihren Steuerprozeß mit den Politikern eingelassen. Die Politik, mein Kind, ist ein glattes Parkett. Man kann leicht ausgleiten und ein Bein brechen." So der gealterte Notar . . .

Aber Hortense läßt sich nicht entmutigen. „Nur dann ist die Politik zum Ausgleiten gefährlich, wenn man schon vorher sein inneres Gleichgewicht verloren hat. Aber die Stimme des Blutes sagt mir, daß ich nie einen Bruder hatte, vor allem nicht diesen unbekannten."

„Und wenn Sie in Kassel abgewiesen werden?"

„Dann lasse ich mich ausweisen und mache meine Rechte nach dem ersten, nächsten Kriege, den der Kaiser verliert, im Friedensschluß geltend. Ich rechne dabei auf alle Ihre Erfahrungen in Verwaltungsstreitigkeiten."

„Ich möchte ihn erleben — diesen deutschen Befreiungskrieg!" entgegnete der alte Notar.

*

„Krautholz!"

Der Birkholzer Verwalter pflanzt sich breitbeinig vor Achaz auf. „Sehen Sie da! Richtige Schwarzerde!"

Der breitschultrige Mann ist die Ruhe selbst. Er weiß ja, nur ein schmaler Streifen dieser Erde zieht sich zwischen dem braungelben Weizenackerland hin. Der Herr schwärmt einmal wieder von Möglichkeiten.

„Letzte Rettung!" meint Achaz.

„Gnädiger Herr! — Alles umsonst."

„Aber wir könnten doch Zuckerrübenbau treiben."

„Dazu gehört ein guter Absatz. Und nirgends in der Umgebung liegt eine Fabrik. Wozu auch noch, gnädiger Herr? Es ist doch alles nur für fremde Taschen. Der Tilsiter Frieden ist Krieg mitten im Frieden. Das ist kein Frieden. Sie wissen es ja selbst, daß die Kontributionen kein Ende nehmen. Wir haben nichts mehr. Es ist ein Wirtschaften ins Bodenlose. Und Geld darf auf das Gut nicht aufgenommen werden, weil es Lehen und Fideikommiß ist."

A[illegible]az fühlt die Wahrheit dieser Worte wie einen körper[illegible]ichen Schmerz. Der Ertrag d[illegible]es Jahres ist hin, vom Halm weg für Kriegslasten ge[illegible]fändet, an Jérôme vergeudet, der seinen Luxushof damit in Glanz hüllt.

„Da wird nichts anderes übrig bleiben, Krautholz, als daß ich auf den Holzbestand Geld aufnehme. So leid es mir tut. Aber von der Luft kann ich nicht leben. Ihr habt knapp das Nötigste für Euch. Ich werde für mich etwas Geld aufnehmen müssen. Dreihundert Taler habe ich noch. Ich werde nach Kassel fahren und mich umsehen."

(Fortsetzung folgt.)

Förster Dachs.

Heitere Skizze von Fritz Laube.

Der Förster Dachs war um die Jahrhundertwende im ganzen östlichen Deutschland eine berühmte Persönlichkeit. Zahllos sind die Schnurren, die man sich an den Stammtischen schmunzelnd erzählte. Und wenn er selbst in einer der weltabgelegenen Dorfkneipen erschien, dann konnte sich die Runde von wetterfesten Masuren auf eine Geschichte von hohem weidmännischen Rang gefaßt machen. Der Förster war ein kleiner, zäher Kerl, sehr dürr, mit wehendem roten Barte und gleicher Mähne.

In seiner abgetragenen grünen Uniform beging er Tag und Nacht seine weiten Wälder und jagte wie der Satan hinter den Wilddieben und Holzfrevlern her.

Alle hat er sie zur Strecke gebracht, auch den riesigen Iwan Durscha. Den aber erst nach vielen Kämpfen und listigen Schachzügen und erst nach acht Jahren.

Seine Försterei lag mitten im Walde am Maldeitersee. Er besaß eine prachtvoll im Flor stehende Landwirtschaft, vier erstklassige Kühe, zwei falbe Pferde, eine Menge Hunde, so zäh, verbissen und gerissen wie ihr Herr, eine Bienenzucht, einen herrlichen Fruchtgarten. Es ging ihm gut.

Dieser unschöne harte Kerl hatte eine zarte Hellblondine zur Frau, die er vergötterte. Zwei rothaarige Jungen, seine Ebenbilder, und zwei zarte, schöne Töchter wie die Mutter.

Als die Frau im Alter von 28 Jahren starb, sprang er kurzerhand in den Maldeitersee, wo er am tiefsten war.

Einer seiner schlimmsten Wilddiebfeinde, der Bauer Jan Grigoschat, fischte auf dem See und sah das.

Später erzählte der: Sah ich was Grünes ins Wasser springen und dacht', das ist unser Herr Förster gewesen; laß ihn versaufen. Aber dann tat mir doch die Seele weh, und ich holt' ihn raus. Er aber, naß wie er war, wollte mir an die Gurgel. Ich mußt' ihn erst anbrüllen „Herr Förster, besinnen Sie sich auf Ihre Kinder, ich hab' Ihnen das teure Leben gerettet." — „Ach du Hundeblut", knurrte er mich an, „das vergeß ich dir im Leben nicht." Später hab' ich oft gedacht, hätt'st ihn versaufen lassen, dann wären wir alle ihn los." —

Der Förster Dachs heiratete nicht wieder. Er erzog seine Jungen zu strammen preußischen Forstbeamten und vergötterte seine zarten, blonden Töchter. Beide heirateten Pfarrer aus untadeligen Familien des Landes.

Als ihn die Jüngste verließ — es war im bitterkalten Januar — saß er schweigsam in der Schenke von Grüntanne und trank Russenpunsch, kochendheiß, einen nach dem anderen.

Nach dem vierten Glase begann er dem jungen Pfarrer, dem Lehrer, den drei Großbauern, die mit ihm im Honoratiorenstübchen saßen, zu erzählen: „Da haben se mich denn zum Hegemeister ernannt, und ich hatte Höchstgehalt. Ein Schreiben haben se mir auch von oben geschickt. Zufrieden sind se mit mir gewesen. Nun ja! Sollen im Reich ein Forstrevier suchen, wo die Forstfrevler so elend in die Versenkung gefallen sind, wie bei mir. Alle die Hunde hab' ich mürbe gekriegt, auch die ganz renitenten Kerle. Bis auf einen Widersacher . . ."

„Und der ist?" fragte der Lehrer.

„Kein Kerl, ein Weibsbild, die Emiljane Sotschok."

Die Stammtischrunde lachte schallend. „Die Emiljane, hahaha, die Medizinmännin, die Rheumatismushexe."

„Die Sotschok, ja. Das Weib ist klug. Seht nur die Augen an! Daß d[ie] Alte in meinen Wäldern rumschleicht und Heilkräuter su[ch]t, dagegen kann ich nichts haben. Auch Holz darf sie lesen und Beeren und Pilze. Aber sie fängt auch Hasen, Rebhühner und Wildenten, wie, weiß ich nicht. Das ist ja eben meine Wut. Ich weiß, daß sie viel Wildbret frißt, kriege aber nicht 'raus, wie sie das fängt. Übrigens sind ihre Tränke und Schmieren nicht schlecht. Mir hat sie eine Ischias weggefegt, in drei Tagen, mit einem gelben Gesöff und einer grünen Schmiere. 'nen Daler hab ich ihr gegeben und 'ne Fuhre Knüppel. Aber kurz darauf, ich konnt' schon wieder laufen, wie ein Rehbock, hab' ich sie doch mal hochnehmen können. Das war im Spätwinter, die Wälder fingen schon an abzutaun, da bin ich mal den stundenweiten Weg nach der Kadrischkerheide gegangen. Ich wollt' in der entlegenen Gegend meine Weimutkiefernschonung ansehen, die jetzt gerade acht Jahre steht. Die Schonung ist mein Stolz. Eindrahten hab ich sie lassen. 'nen Hund hatte ich nicht mit, meine Waldine hatt' ich nach Krotten zum Spüren verborgt.

Wie ich so vergnügt mang meine Bäume steh' und mich freu', daß sie so kräftig sind, werde ich auf einmal von hinten gepackt und zu Boden gerissen. Na, was soll ich Ihnen sagen, meine Herren . . . Eh ich blaffen kann, haben sie mir das Maul verbunden und mich an den starken Nummernpfahl gebunden. Da stehe ich nu und die Kerle, zwei Stück, vor mir mit Lappen vor der Visage. Nur ihre Augen sehe ich funkeln.

Der eine spricht kein Wort, der andere desto mehr. „Na, hochgeborener Herr Förster", prahlt der Kerl, „haben wir dich auch einmal festgekriegt wie die Sau im Sack. Hier wird dich bis zum Jüngsten Gericht keiner finden! Brüllen kannst du nicht, in acht Tagen werden die Füchse deine Knochen benagen."

Weg sind sie, und da stehe ich nu und kann mich nicht rühren. Kalt wird mir, die Glieder sterben mir ab. Schummerig wird mir vor den Augen, und dazu kann ich nur brummen und stöhnen. Drei Stunden werd' ich wohl so gelitten haben, dann hör' ich es auf einmal knacken und rascheln und die alte Sotschok steht dicht vor mir. Auf dem Rücken hat das Weib einen alten Sack, vollgestopft mit Zweigen von meinen Weimutskiefern.

Ich muß sagen, die besinnt sich keinen Augenblick. Ritsch, ritsch! sind meine Stricke durchgeschnitten. Da stehen wir nu und sehen uns an, und die Alte grinst mir ins Gesicht, ganz dicht vor meinem Schnauzbart wackelt ihre Adlernase.

„Hochwohlgeborener", sagt sie, „da hat Ihnen also die Sotschok das Leben gerettet."

„Ja", sag' ich, „ja, Emiljane, und du sollst auch sehen, was preußische Dankbarkeit ist. Hier hast du zwei Mark, und wenn du willst, kannst du dir bei mir noch eine Speckseite und ein paar Pfündchen Lungenwurst holen. Aber nu, du verdammte Bestie" — und nun brüllte der Förster Dachs und schlug dröhnend auf den Tisch —, „nu sollst du auch sehen, was ein preußischer Hegemeister ist! Was hast du mit meinen schönen Weimutskiefern gemacht?" Und nu, meine Herren, packte mich doch die kalte Wut, und ich hab' der Alten ein paar übergezogen und ihr einen Strafzettel über eine Mark eingehändigt. Tja! Für den Waldfrevel. Erfahren mußte die — was Disziplin ist."

„Das ist ja allerhand", sagte der junge Pfarrer. „Die alte Frau rettet Sie, und dann verhauen Sie sie.

„Tja, das ist, wie das sein muß", meinte Förster Dachs grinsend", aber das Heitere an der Geschichte kommt noch. Gleich am nächsten Morgen hat sie sich ganz ruhig ihre Belohnung geholt, ich gab ihr noch einen wollenen Rock und ein Paar Stiefel von mir, und dann kam das Stiftungsfest vom Militärverein. Wir feierten bis in die Morgenstunde, und — wie das so ist — ich hatte kräftig geladen. Bis zum Grenzstein der Hirschbrücke kam ich, dann hab' ich von mir und meiner ewigen Seele nichts mehr gewußt. Gegen Mittag erwachte ich in meinem gewohnten Bett, der Schädel sauste mir, mein Blick fiel auf einen großen Zettel, der auf dem Stuhl neben mir lag. Ich nahm ihn und las:

„Rechnung. Eine besofene Hegemeister in Schupkahrn gefahrn von Jagen 13 bis sein Bed in Försterei Maldeiten, kost drei Mark. Straffe for Waldfrefel: 1 Mark. Bleibt rest 2 Mark. Zallung in drei tagen. Emiljane Sotschok."

Wissen Sie, meine Herren, das hat mir an der Alten doch mächtig gefallen!"

Die Normaluhr.

Lustiges von Ernst Stimmel.

In einer idyllischen Kleinstadt im Württembergischen steht, letztes Wahrzeichen aus dem Mittelalter, ein verwunschener Turm, von dem man für fünf Pfennige die Aussicht bewundern kann. Der Turm hat keine Uhr, aber jeden Mittag erdröhnt von seinen Zinnen ein Böllerschuß, um allen Einheimischen zu verkünden, daß es nun zwölf Uhr mittags ist.

Einmal verirrte ich mich in das Städtchen. Ein Geschäft hatte mich hierher geführt und war erledigt worden. Da es aber nichts anderes im Städtle zu besichtigen gab und mein Züglein erst in gut einer Stunde fahren sollte, so stieg ich seufzend und mit Vorsicht die ausgetretenen Stufen zur Turmhöhe empor, um die vielgerühmte Aussicht von oben zu bewundern. Plötzlich — im Anschauen des herrlichen Landschaftsbildes vertieft — erschrak ich über den unerwarteten Böllerschuß, der dicht neben mir losging. Ich erkundigte mich bei dem Turmwart nach dem Grunde dieser kriegerischen Kundgebung und vernahm verblüfft ihre Erklärung. Dies wäre ja bereits die Stunde, da mein Zug gehen sollte!

Schon hatte ich meine Uhr in der Hand, stutzte und fragte den Turmwart, wieso er denn wisse, daß es gerade jetzt zwölf Uhr mittags sei.

„Ha", sagte der, „dös weiß i vom Uhrmacher seiner Normaluhr drunte im Städtle, wonach i mein Ührle richten tu."

Es wunderte mich, daß mein sonst so gewissenhafter Chronometer eine volle Stunde nachgehen solle. Ich begab mich also in zweifelnder Unruhe zu dem Uhrmacher mit der Normaluhr, um der Ursache des Übels gleich auf den Grund zu kommen — auf die Gefahr hin, daß ich nun noch bis zum Abend im Städtle auf den Abgang des nächsten Zuges warten müsse.

„Sagen Sie", fragte ich das bebrillte Männlein, das umständlich in dem Chronometer herumstocherte, „wonach richten Sie denn Ihre Normaluhr?"

„No, halt nach dem Turmwart seim Böllerschuß!"

Kleine Wahrheiten.

Von Artur Brausewetter.

Wenn der Mensch nicht weiß, was er in der nächsten Sekunde leiden wird, wie soll er wissen, was er in der nächsten Sekunde tun wird?

*

Zweierlei ist die Grundlage jeder Menschenkenntnis: Nie zu wähnen, daß man einen Menschen kennt, und wenn man täglich, ja, stündlich mit ihm zusammen wäre.

Nie zu wähnen, daß man eines anderen sicher ist. Sondern ihn täglich und stündlich neu zu erobern suchen.

*

Das Leben ist im letzten Grund ein Kampf mit den dunklen Mächten der Melancholie.

*

Zeige im Zusammensein mit anderen nie deine Überlegenheit! Geistige Unbedeutendheit ist die beste Empfehlung.

*

Es ist etwas Gutes und Heilsames um die Ehe. Nur daß sie manchmal über die Kraft des Menschen geht.

*

Es gehört mehr Mut zum Reden als zum Schweigen. Aber mehr Kraft zum Schweigen als zum Reden.

*

Vergiß nie, daß du auch in der Gesellschaft anderer allein bist.

*

Selbstgewählte Einsamkeit ist das Köstlichste, aufgezwungene Einsamkeit das Furchtbarste des Lebens.



Bunte Chronik



Totenklage in Grönland.

Schon der erste grönländische Missionar, Hans Egede, der Anfang des 18. Jahrhunderts in Grönland lebte, wußte interessante Einzelheiten über die merkwürdigen Totenbräuche der Bevölkerung zu berichten. Wenn jemand gestorben ist, werden sein Hausrat, sein Geschirr, seine Kleider und was ihm sonst gehört, aufs freie Feld geworfen, damit man sich durch den Anblick dieser Dinge nicht verunreinigt und dadurch Unheil anrichtet. Alsdann beweint man den Toten mit großem Geheul und vielen Tränen ungefähr eine Stunde lang. In dieser Zeit schaffen die nächsten Verwandten den Leichnam fort, scharren ihn in ein Grab ein und setzen darauf noch einen Steinhaufen. Sie begraben den Toten in seinen besten Kleidern und wickeln ihn so in Renntier- oder Seehundfelle, daß die Fersen dicht am Rücken liegen. Neben das Grab legen sie den Kajak, Bogen und Pfeile und andere Gebrauchsgegenstände. Einer Frau legt man ihre Nähnadeln, ihren Fingerhut und Ähnliches neben das Grab. Jeder Grönländer, der einen Gegenstand des Toten berührt, wird für unrein gehalten. Allzu starkes Weinen ist jedoch verpönt. Die Grönländer glauben, daß ein Toter, der zu sehr beweint wird, friert. Während der Trauerzeit waschen sich die Frauen nicht. Sie lassen sich ihr Haar ins Gesicht hängen. Gehen sie aus, so müssen sie entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit eine Haube tragen, um nicht selbst zu sterben. Stirbt ein kleines Kind, so legt man neben dessen Grab einen Hundekopf. Da die kleinen Kinder noch keinen Verstand haben, glaubt man, daß dieser Hund ihnen den Weg zum Land der abgeschiedenen Seelen suchen und zeigen werde. Diese Totengebräuche sind heute bereits unter dem Einfluß der Kirche stark im Rückgang begriffen. Sie setzen sich aber immer wieder durch, wenn der kirchliche Trost bei der Bestattung von Verstorbenen nicht ausreicht.

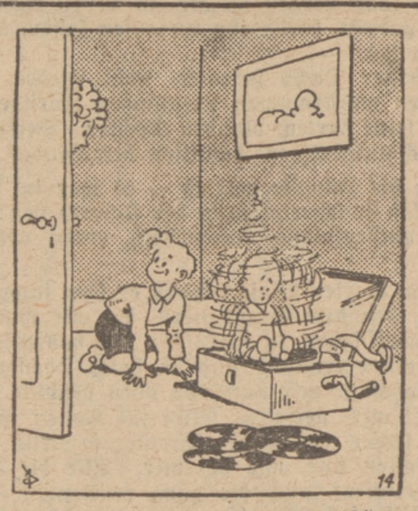
Was kostete die Entdeckung Amerikas?

Die Entdeckung Amerikas war für die spanische Krone ein verhältnismäßig billiges Geschäft. Teils aus dem gut erhaltenen Tagebuch von Kolumbus, teils aus Dokumenten im Archiv zu Genua ergeben sich für die erste Reise folgende Ausgaben: Jahresgehalt des Admirals Kolumbus 1280 Mark, Gehälter der Kapitäne der beiden anderen Expeditionsschiffe je 720 Mark, Sold für jeden Matrosen 117,60 Mark. Die Ausrüstungskosten der drei Schiffe betrugen 11 200 Mark. Die Gesamtkosten dieser wichtigsten aller Entdeckungsreisen dürften also noch nicht ganz 29 000 Mark betragen haben.



Lustige Ecke





„Aber, Kinder, was habt ihr nur vor?"
„Wir spielen Karussell, Mama!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.